

# Heimat und Ferne

Beilage zum Teltower Kreisblatt

Herausgegeben unter Mitwirkung des Heimatmuseums-Vereins Kreis Teltow

Nr. 13

Montag, den 9. Juli

1934

## Zum Tode Willibalds von Schulenburg

Von Walter Carnab.

Verspätet erhalten wir die Nachricht, daß Willibald von Schulenburg am 29. April gestorben ist. Bei seinem hohen Alter überrascht diese Nachricht kaum, sie schmerzt aber tief, denn ein bedeutender Forscher, ein edler Mensch ist von uns gegangen.

Vor zwei Jahren veröffentlichten wir in unserer Heimatbeilage (1932, Nr. 2) einen ausführlichen Aufsatz über ihn von dem Professor Otto Lehmann und brachten im Hauptblatt am 6. April 1932, dem Tages seines 85. Geburtstages, eine kurze Würdigung seines Wesens und Wertes, heute drängt es mich, von persönlichen Eindrücken und Unterredungen zu berichten.

Vor acht Jahren etwa war ich mit dem greiften Forscher in Briefwechsel gekommen, ich wurde eingeladen und durfte oft in der kleinen Gastube seines Zehlendorfer Heimes sitzen. Dieses Zimmer war der ganze Willibald von Schulenburg: schlichte Möbel, Bilder und Bücher, in der Mitte eine einfache Staffelei und überall Skizzen und fertige Landschaften. Schon als Abiturient wollte er Landschaftsmaler werden, sein Vater aber, der in enger Beziehung zum Königshause stand, veranlaßte ihn, in ein Garderegiment einzutreten. Schwere Verwundungen und der Verlust des linken Armes zwangen ihn zum Abschied. Nun konnte er seinen Lieblingsswunsch verwirklichen. Er tat es recht gründlich, und bis zuletzt sah er im Malen seinen Hauptberuf, obwohl ihm Erfolge verjagt blieben.

Über schon in jüngeren Jahren war er von der Malerei zur Volkskunde gekommen, und seine volkswissenschaftlichen Arbeiten gewannen durch seine Zeichnungen.

Ein typisches Beispiel bildet seine Arbeit über ein Berchtesgadener Bauernhaus. Schulenburg war auf einer Wanderung fußkrank geworden und mußte vier Wochen in diesem Berchtesgadener Hause ausrufen. Die ungewollte Muße benutzte er, um das Haus auf das gründlichste zu betrachten, jede volkswissenschaftlich wertvolle Einzelheit zu zeichnen, das Leben der Bewohner zu beobachten und alles genau zu beschreiben. Er hat mir einmal diese Arbeit, die in den Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft erschienen ist, gezeigt, sie enthält 118 Zeichnungen.

Für sein Buch über wendisches Volkstum hatte er 1400 Zeichnungen angefertigt, er war recht traurig, als der Verleger die Kosten zu ihrem Druck verweigerte. 1000 Zeichnungen, Del-, Aquarell- und Pastellbilder, hat er der Niederlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Guben geschenkt. Es blieb aber noch eine stattliche Zahl übrig. Er liebte es, bei feineren Erzählungen, Abbildungen und Landschaften der betreffenden Personen und Gegenden vorzuziehen. Vor den volkswissenschaftlich interessantesten Gestalten rühmt Professor Lehmann einmal die charakteristische Haltung und nennt besonders die wendische Spinnerin, die Waffertägerin und Käseflägerin. Schulenburgs Zeichnung eines alten Schweinehalles soll nach dem gleichen Gewährsmann in das Kunstinventar der Mark Brandenburg übernommen sein.

Mir zeigte er von allem Bildern und Zeichnungen aus dem Teltow, das Sommerhäuschen in Wünsdorf, den Kopf eines Jagelhörners aus Zossen, Mutter Beckern aus Glienicke, Landschaften aus dem alten Charlottenburg und hundert andere. Manchmal gab er mir gleich zehn, zwanzig Bilder für unser Museum mit und freute sich, sie nun am rechten Ort zu wissen.

In seinen Aufsätzen und Briefen verleugnet er das Auge des Malers nicht, und diese Stellen sind meist vor einem besonderen poetischen Reiz. So schreibt er in seiner Erinnerung aus dem Spreewalde: „Hier hatte ich einmal in der Osternacht einen eigentümlichen, ich darf sagen höchst malerischen Anblick, wie mein Wirt, die lange Rubelmilch auf dem Kopf, eine Laterne in der Hand hielt und die Magd vom Bäcker das heißwarme Osterwasser schöpfte. Alles in tiefstem Schweigen, und ich hätte mich weislich, die feierliche Stille zu stören.“ Oder in dem Vorwort zu den Spreewaldtagen: „Wenn der Frühling des Winters Kraft gebrochen, dann eilen alle hinaus auf die Weide, der Spaten tritt in sein wendisches Recht. Bunt leuchten in roten Gewändern und weißen Tüchern weithin über

die Felder Frauen und Mädchen.“ In einem Brief, in dem er mir genaue Angaben über ein Bild macht, das er dem Museum geschenkt hat, heißt es: „1888 hielt ich mich dem Winter über am Wittelländischen Meer auf, an der Riviera di Levante, und zwar in dem Orte Sestri di Levante. Wenn Sturm war, liefen die Wellen mit ihren weißen Köpfen nachts bis an die Gartenmauer vorm Hause, vor dem Apfelsinenbäume mit gelben Früchten standen.“

Wilhelm Bölsche rühmt einmal an Fontane, daß er von der Mark Brandenburg den Staub der Nüchternheit abgewischt habe; Schulenburg hat das für seinen kleinen Leser- und Anhängerkreis ebenfalls getan, fast zur gleichen Zeit übrigens, so manch einer hat durch ihn auf die stillen Schönheiten abseits der Landstraße achten gelernt, auf den blühenden Knoddenbaum neben dem verfallenen Bachfenster, auf den Holunderbusch neben der Haustür, auf den ruhenden Lagerstuhl und hinstillschimmernden Eisvogel und auf viele andere Dinge.

Es wäre aber falsch, allein aus Schulenburgs Gefühl für Schönheit und Harmonie sein volkswissenschaftliches Werk abzuleiten, wie es Dr. Carl Bolle, der Dichter auf der Insel Scharfenberg bei Tegel, in seiner Kritik über die Spreewaldtagen einmal verfaßt: „Ein junger Offizier, durch ruhmvolle Wunden in seiner Laufbahn gehemmt, birgt seine ungewollte Muße jahrelang im Erlenschatten des Stromdurchflussten Spreewaldes. Was erh nur Freude am Frieden der Natur, an eigenartiger Volksstille gewesen, das steigert sich in seiner Seele zu sammelfreudiger Arbeitslust. Sein Auge weiß zu sehen, sein feines Ohr versteht zu entschlüsseln, was unbemerkt oder stumm für andere geblieben war, und das Ergebnis von allem ist in kurzer Frist jenes bezaubernde Buch Willibalds von Schulenburg „Wendische Volkslagen und Gebräuche“. Es fehlt hier der Hinweis auf die wichtigste Eigenschaft eines rechten volkswissenschaftlichen Forschers: die Liebe zum einfachen Manne, das Ernstnehmen seiner Nöte und Sehnsüchte, das Suchen nach der Seele des Volkes.“

Ich habe Schulenburg, den Offizier aus adligem Hause, einmal nach der glücklichsten Zeit seines Lebens gefragt, die Antwort war bezeichnend: „Die Jahre 1876 bis 1878 bei dem Kleinbauern Badarat an der Mühlspree im Oberspreewald.“ Professor Lehmann, der Schulenburg kannte, schreibt: „Er fühlte sich innerlich hingezogen zu Leuten mit einfachem Fühlen und Empfinden, ihn fesselte alles, was ihm ihre Seele enthüllte... Er achtete die einfachen Leute wie seinesgleichen... Das empfanden die Bauern, die Fischer und ihre Frauen und lobten es ihm mit Liebe und Offenheit.“

So wachte der Kleinbauer Badarat stets so lange, bis sein Gast wieder abends zu Hause war, weil er meinte, „ich könnte in der Dunkelheit ins Wasser fallen oder auch überfallen werden.“ Er verbarg Schulenburgs Geld in seiner Truhe und tat vor den Leuten so, als müsse er ihm Geld borgen, damit er als arm gelte und nicht überfallen und beraubt werde. Andere begleiteten ihn nach Hause und hätten ihn für ihr Leben gern als Schulmeister stets bei sich gehabt.

Mit einem glücklichen Lächeln hat er mir oft von diesen schlichten Menschen erzählt und Bleistiftskizzen von Rits Pant, dem „alten Erzähler in seiner Spreewaldhütte“, Badarat „mits lange Kinn“ und Hanscho Hans aus Schleife gezeigt. Gern wüßte er seine Berichte mit Bauernschwänzen. Mir klingt noch sein leises Lachen im Ohr über das Mädchen, das im Mädchen mit Hirscheuteln einen entwickelten Busen vorkäufeln wollte und Pech hatte, und über den eiteln Bauern, der durch Quarkauflegen versuchte, sich für seine zweite Frau ein jugendliches Aussehen zu geben.

Gingen wir aber zur eigentlichen Arbeit über, so veränderte sich seine ganze Haltung: er setzte sich straff an den Tisch, legte sein grünes Notizbuch aufgeschlagen vor sich, drückte einen Kneifer auf die Nase und besprach nun, den Bleistift in seiner einzigen Hand, jeder Punkt seiner Aufzeichnungen. Er verlangte genaueste Mitschrift und Treue bis ins Kleinste. Neben notwendige Kürzungen behielt er sich die Entscheidung einige Tage vor. Abschriften früherer Arbeiten, die ich in der Heimatbeilage bringen wollte, mußten ihm zuerst in Maschinenschrift